

Jahresthema 2019 „Friedensmacht Europa in einer Welt aus dem Gleichgewicht?“

Dritter Vortrag des Jahres 2019 am 8. Juli 2019 in der Hanns-Seidel-Stiftung

Friedensmacht Europa in einer Welt aus dem Gleichgewicht – Historische Betrachtungen für die Zukunft: Vom Mut der Verzweiflung zum Mut für den Frieden

2019 gibt es viele Jahrestage, die uns zu historischen Betrachtungen veranlassen:

100 Jahre ist es her, dass die Bevölkerung die Nationalversammlung wählte, dass der Versailler Vertrag unterzeichnet wurde, dass die Weimarer Verfassung in Kraft trat und auch dass der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge gegründet wurde.

Vor 80 Jahren begann der Zweite Weltkrieg, vor 75 Jahren versuchten Claus von Stauffenberg und seine Kameraden, diesen Krieg durch die Ausschaltung Hitlers und seines Terrorapparats zu beenden.

Vor 70 Jahren entstanden die beiden deutschen Staaten, die westdeutsche Bundesrepublik auf der Basis des Grundgesetzes, das uns auch heute noch als Verfassung dient.

Vor 50 Jahren wurde Willy Brandt Bundeskanzler. Der zentrale Satz seiner Regierungserklärung lautete: „Wir wollen mehr Demokratie wagen“.

Und vor 30 Jahren fiel die Mauer. Das war ein Symbol für die Veränderungen in Europa und der Startschuss für die deutsche Wiedervereinigung.

Alle diese Ereignisse hatten und haben eine große Bedeutung für die deutsche, aber auch für die europäische Geschichte. Sie haben auch einen inneren Zusammenhang, auf den ich im Folgenden gerne eingehen möchte.

Mein Leitthema ist dabei der Mut: der fehlende Mut, der Mut der Verzweiflung, der Mut zur Versöhnung und der Mut zur Freiheit.

1919 wurde der Erste Weltkrieg durch den Versailler Vertrag beendet, allerdings entstand daraus kein Frieden. Die Deutschen waren an den Verhandlungen nicht beteiligt, konnten lediglich nach Vorliegen des fertigen Vertrags noch einige kleine Änderungen bewirken.

Die Ablehnung des Versailler Vertrags einte das deutsche Volk. Der sozialdemokratische Reichsministerpräsident Philipp Scheidemann trat von seinem Amt zurück, um das Dokument nicht unterschreiben zu müssen. Dem, der diesen Vertrag unterzeichne, müsse die Hand verdorren, begründete er seinen Schritt. Aber Deutschland hatte keine Wahl und musste seine Unterschrift unter den Vertrag setzen.

Die Amerikaner waren von den Rachegeleüsten der europäischen Sieger, die sich in dem Dokument manifestierten, so enttäuscht, dass sie den Vertrag

nicht unterschrieben und auch dem von ihnen selbst initiierten Völkerbund fernblieben.

Zu einer großzügigen Geste der Siegermächte im Hinblick auf Versöhnung und ein friedliches und gedeihliches Miteinander in Europa hätte Mut gehört. Ich meine den Mut, nach der Katastrophe des Krieges, der 17 Mio. Menschenleben verschlang, aufeinander zuzugehen, den Mut, auch die Interessen und Bedürfnisse der anderen zu sehen - Mut, den die damaligen Staatsmänner nicht bereit waren, aufzubringen.

Mit dem Versailler Vertrag war die im Entstehen begriffene deutsche Demokratie schon diskreditiert, bevor sie sich entfalten konnte. Bei der Wahl zur Nationalversammlung, bei der übrigens zum ersten Mal Frauen wahlberechtigt waren, erhielten die Parteien, die die parlamentarische Demokratie unterstützten, noch deutlich über 75 Prozent der Stimmen. Schon bei den Reichstagswahlen 1920 verlor die sogenannte Weimarer Koalition ihre Mehrheit im Parlament und konnte sie bis zum Ende nie mehr zurückgewinnen.

Die Weimarer Verfassung, die ebenfalls vor 100 Jahren entstand, erschien in diesem Licht vielen nicht als das Dokument eines demokratischen Aufbruchs, sondern als das Papier der „Erfüllungspolitik“.

Es wäre zu einfach, vom Versailler Vertrag unmittelbar das Scheitern der Weimarer Republik herzuleiten und damit quasi den Siegermächten die Schuld an Adolf Hitler zu geben. Dennoch hat der Vertrag mit seiner Alleinschuld Klausel, mit seinen Reparationen, mit der demütigenden Besetzung von Teilen des Reichsgebiets eine schwere Hypothek. Er hat dazu beigetragen, dass die Demokratie in Deutschland einen schwachen Stand hatte und die alten Eliten sich auf der Welle der nationalen Empörung schnell wieder in ihren Machtpositionen etablieren konnten.

Einen wesentlichen Anteil daran, dass Adolf Hitler sich 1933 im Machtkampf durchsetzen und vor 80 Jahren den Zweiten Weltkrieg beginnen konnte, hatte auch die Mutlosigkeit vieler der handelnden Politiker. Es fehlte ihnen der Mut, über Parteigrenzen hinwegzudenken und zu handeln. Nur nicht nachgeben, lieber gar kein Ergebnis als couragiert einen Kompromiss vertreten – das war das Leitmotiv vieler.

Als die SPD 1923 das Kabinett von Reichskanzler Stresemann nach nur 100 Tagen verließ, weil sie mit der zur zögerlichen Intervention der Reichsregierung in Bayern und der zu harschen in Sachsen nicht einverstanden war, mahnte sie der sozialdemokratische Reichspräsident Friedrich Ebert vergeblich:

„Was euch veranlasst, den Kanzler zu stürzen, ist in sechs Wochen vergessen, aber die Folgen eurer Dummheit werden ihr noch in zehn Jahren spüren.“

Leider hat er Recht behalten, zehn Jahre später, das war 1933.

Dass es zu der Regierungs- und Machtübernahme der Nationalsozialisten kommen konnte, hatte auch damit zu tun, dass viele, die den verhängnisvollen Kurs der Nazis hätten erkennen können und ihn oftmals auch erkannt haben, nicht den Mut aufbrachten zu widerstehen, und zwar zu

einer Zeit, zu der das noch möglich gewesen wäre, als die SA auf den Straßen marschierte, aber sie noch nicht beherrschte.

Die Kommunisten, die später im Dritten Reich zu den couragiertesten Widerstandskämpfern zählten, waren nicht mutig genug, sich den Vorgaben aus Moskau zu widersetzen, und sahen ihren Hauptfeind in den Sozialdemokraten, die sie als „Sozialfaschisten“ beschimpften. Lieber mit der Partei irren, als alleine Recht haben, hieß das und „Abweichler“ war die schlimmste Schmähung innerhalb der Kommunistischen Partei.

Nachdem die Nationalsozialisten fest im Sattel saßen, wurde Widerstand immer schwieriger. Der Terrorapparat der Nazis schlug erbarmungslos zu. Dagegen aufzubegehren war schwierig. Nicht mitzumachen, wäre oftmals sehr viel einfacher und durchaus möglich gewesen. Niemand musste die jüdischen Bürger missachten und keiner musste den Nachbarn denunzieren. Aber das lag nun im „mainstream“ und sich dagegen zu stellen hätte den Mut erfordert, den das Mitschwimmen in diesem braunen Strom nicht nötig hatte.

In diesen Tagen jährt sich der 20. Juli 1944 zum 75. Mal. Über dieses Ereignis wird nach wie vor kontrovers diskutiert.

Wie war die Situation Mitte 1944?

Deutschland hatte 1939 einen Krieg vom Zaun gebrochen, dominiert von der Vorstellung Adolf Hitlers, die Länder Mittel- und Osteuropas unter deutsche Knechtschaft zu bringen, die Juden zu vernichten, die mehrheitlich östlich von Deutschland lebten, und die slawischen Völker zu versklaven.

Nach anfänglichen großen Erfolgen der deutschen Wehrmacht geriet diese in die Defensive und musste im Osten und seit Juni 1944 auch im Westen schwere Niederlagen einstecken. Es war zu diesem Zeitpunkt klar, dass Deutschland den Krieg verlieren wird, was aber die deutsche Führung unter Adolf Hitler zu einem immer noch aggressiveren und wahnsinnigeren Kurs anstachelte.

Dagegen regte sich im Militär Widerstand, angetrieben von der Perspektive, den Krieg möglichst schnell, und sei es als Verlierer, zu beenden, und angeekelt von den ungeheuren Grausamkeiten, die vor allem im Osten Europas begangen wurden.

Deutschland war zu diesem Zeitpunkt eine totale Diktatur, alles war auf Adolf Hitler, den sogenannten und so zu nennenden „Führer“ ausgerichtet. Ein Hitler alleine kann jedoch keinen Krieg führen, er benötigt einen Machtapparat aus treuen Soldaten, Polizisten, Geheimdienstmitarbeitern, Spitzeln, Zuträgern und Parteimitgliedern – aber zugeschnitten auf die Person an der Spitze.

Eine Beendigung des Terrorregimes war daher nur möglich, wenn es gelang, diesen Machtapparat auszuschalten, und zwar durch eine Gegenmacht, die zu diesem Zeitpunkt, zu dem Gewerkschaften und andere Parteien längst zerschlagen waren, nur aus abtrünnigen Soldaten und Offizieren bestehen konnte.

Oberst Claus Schenk von Stauffenberg und seine Mitverschwörer hatten in den Monaten vor dem 20. Juli ein solches Netz aus loyalen Offizieren und

Truppenteilen geschaffen, mit denen es möglich schien, die Nazis von der Macht zu vertreiben. Die Voraussetzung war aber der Tod Hitlers. Dann wollte man in die Öffentlichkeit gehen und folgendes Narrativ verbreiten: Der Führer ist tot, Bonzen der Nazi-Partei versuchen, die Macht zu übernehmen, die Wehrmacht greift ein, um Deutschland zu retten. Es gab dafür einen Plan, die „Operation Walküre“, der eigentlich für den Zweck der Niederschlagung eines Volksaufstandes entwickelt worden war und den die Verschwörer in Kraft setzen wollten.

Der Tod Hitlers war also die Voraussetzung dafür, dass der Widerstand erfolgreich sein konnte.

Das Attentat, mit dem Hitler beseitigt werden sollte, geschah am 20. Juli 1944 im sogenannten Führerhauptquartier Wolfsschanze im heutigen Polen.

Das machte für die Verschwörer die Sache noch schwieriger, denn Claus von Stauffenberg musste eigentlich an zwei Orten gleichzeitig sein, nämlich dort, um die Bombe zu platzieren, und in Berlin, um den Widerstand zu dirigieren.

Der Sprengstoff, den Stauffenberg im Besprechungsraum deponierte, explodierte tatsächlich, aber er tötete Hitler nicht.

Die widerstandstreuen Teile der Wehrmacht lösten ihren Plan aus und teilten mit, der „Führer“ lebe nicht mehr, die Wehrmacht habe die Kontrolle übernommen. Aber Hitler konnte durch ein Telefonat mit Berlin sowie eine eilig organisierte Rundfunkansprache seinen Tod widerlegen. Offiziere, die im Widerstand mitgemacht hätten, wenn Hitler, dem sie ihren Eid geschworen hatten, tot gewesen wäre, zogen sich zurück. Diejenigen, die von ihren Soldaten verlangten, sich für einen sinnlosen Krieg zu opfern, brachten nicht den Mut auf, im entscheidenden Moment zu handeln, obwohl sie das Handeln für richtig hielten.

Taugen die Verschwörer des 20. Juli als Vorbilder, waren sie Helden? Diese Frage wird unterschiedlich beantwortet.

Zum einen wird zu Recht darauf verwiesen, dass Stauffenberg und seine Kameraden keine Widerständler der ersten Stunde waren. Im Gegenteil: Sie haben Hitlers Politik lange unterstützt und zu den militärischen Eroberungsfeldzügen aktiv und begeistert beigetragen.

Aber Stauffenberg, den ich *pari pro toto* für die Widerständler des 20. Juli betrachten möchte, hatte die Fähigkeit, die Augen offen zu halten und dabei die ungeheuren Grausamkeiten, die von deutschen Soldaten und Sondereinheiten im Osten begangen wurden, zu sehen und den Größenwahn Hitlers und seiner willigen Helfer zu erkennen. Er hatte die Kraft, sich von früheren Vorstellungen zu befreien und den Mut, unter Einsatz seines eigenen Lebens zu handeln.

Stauffenberg zeigt, dass es möglich ist, nicht nur älter, sondern auch anders zu werden, dass man sich von dem ideologischen Gepäck, das man einst mitbekam und auch gerne getragen hat, befreien kann.

Allerdings bedarf dies des Mutes, sich selbst in Frage zu stellen, des Mutes, Fehler einzugestehen und – wie im Falle Stauffenbergs – auch für sie einzustehen.

Sicher wäre der Claus von Stauffenberg des Jahres 1939 kein Vorbild für unsere Demokratie gewesen, der Stauffenberg des Jahres 1944 ist es aber. Wer Stauffenberg und seinen Kameraden die Ehrenhaftigkeit der Motive und des Gewissens abspricht, wird seiner Persönlichkeit und seinem Handeln nicht gerecht.

Kann man Claus von Stauffenberg einen Helden nennen?

Ein Held ist jemand, der ohne Rücksicht auf sein eigenes Wohlbefinden Mut zeigt, um das Schicksal anderer zu verbessern. Nicht der Nervenkitzel treibt solche Menschen an, sondern die ethische Verpflichtung, sich für andere einzusetzen und moralischen Standards Geltung zu verschaffen.

Stauffenberg und seine Kameraden wussten, dass sie ihr Leben einsetzen. Sie kannten die Militär- und Terrormaschine gut genug um zu wissen, dass diese im Falle des Scheiterns des Plans kein Pardon geben würde.

Die politischen Vorstellungen Stauffenbergs und seiner Mitverschwörer entsprechen in vielem nicht den Werten und Regelungen unseres Grundgesetzes. An der Heldenhaftigkeit seines Tuns ändert das meines Erachtens nichts.

Er hat Heldenmut bewiesen, nicht nur am 20. Juli 1944, sondern in den ein bis zwei Jahren vorher, in denen er aktiv an einem Widerstandsnetzwerk gearbeitet hat. Es war allerdings der Mut der Verzweiflung, der Verzweiflung wegen der Situation in der sich Deutschland befand und sicherlich auch der Verzweiflung darüber, selbst jahrelang mitgemacht zu haben.

Geschichte kennt keinen Konjunktiv, dennoch lohnt es, einen Augenblick zu überlegen, wie die europäische Geschichte ab Juli 1944 hätte verlaufen können, wenn Stauffenberg und seine Kameraden Erfolg gehabt hätten. Die Verschwörer hätten mithilfe von Teilen der Wehrmacht die Macht in Deutschland übernommen. Sie hätten sofort Gespräche mit den Kriegsgegnern aufgenommen, um den Krieg zu beenden. Millionen Menschen, Soldaten auf beiden Seiten der Front, Zivilpersonen, Gefangene in den Konzentrationslagern, verfolgte Juden und Angehörige anderer Minderheiten hätten ihr Leben nicht verloren. Berechnungen zufolge sind in der Zeit zwischen dem Attentat am 20. Juli 1944 und dem Ende des Krieges am 8. Mai 1945 mehr Deutsche ums Leben gekommen als in der gesamten Kriegszeit vorher.¹ Auch enorme Zerstörungen wären dem Kontinent erspart geblieben.

Das Hauptmotiv des 20. Juli war die Beendigung des Krieges. Die jedoch gelegentlich vorgebrachte Kritik, das Schicksal der unter den Vernichtungsfeldzügen leidenden Menschen im Osten und der KZ-Häftlinge seien den Verschwörern egal gewesen, entbehrt der Grundlage. Der Plan der „Operation Walküre“ sah die Besetzung der Konzentrationslager, die Verhaftung der KZ-Kommandanten und die Entwaffnung und Kasernierung der KZ-Wachmannschaften vor.

Mitte 1944 war jedem Beobachter, zumal einem mit militärischem Sachverstand, klar, dass Deutschland den Krieg verlieren werde. Dieser hatte

¹ Joachim C. Fest: Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli, Berlin 1994, S. 8; zitiert nach Thomas Karlauf. Stauffenberg. Porträt eines Attentäters, München 2019, S. 309

längst auf Deutschland zurückgeschlagen, die Kapitulation des „Dritten Reichs“ war eine Frage der Zeit. Man hätte, zumal in einer Stabsfunktion fern der Front, einfach abwarten können. Dies umso mehr als neben den Risiken, die den Verschwörern im Falle ihres Misserfolgs drohten, ja durchaus noch die Gefahr bestand, dass die Bevölkerung den Widerstandsakt als Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Truppe empfand. Das war übrigens eine Sicht, die in den ersten zwei Jahrzehnten in Nachkriegsdeutschland durchaus eine Rolle spielte. Aber Claus von Stauffenberg hat nicht abgewartet, er hat gehandelt, sobald sich die Möglichkeit ergab. Und er hat das nicht im eigenen Interesse getan, sondern im Interesse derjenigen, die ihr Leben hätten behalten können, wäre er erfolgreich gewesen.

Claus von Stauffenberg ist aber auch eine Warnung.

Stauffenberg und seine Mitverschwörer haben einen ungeheuren Mut, den Mut der Verzweiflung, bewiesen.

Wie viele Menschen können so etwas tun, können einen solchen Druck aushalten, wie der schwer kriegsversehrte Stauffenberg im Führerhauptquartier? Die Antwort ist wohl: Sehr wenige.

Man darf daher eine Situation, in der solcher Mut vonnöten ist, gar nicht entstehen lassen. Bertolt Brecht formuliert das in seinem Werk „Das Leben des Galilei“ so: *„Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“*

Das bedeutet, so sehr wir den Mut Stauffenbergs und seiner Mitverschwörer bewundern und ehren können, so sehr müssen wir darauf hinarbeiten, dass ein solcher Mut der Verzweiflung nicht nötig wird, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der man diese Art von Mut nicht aufbringen muss - in der aber andererseits auch nicht die Mutlosigkeit vorherrscht.

Die Warnung des 20. Juli lautet daher: Wehret den Anfängen.

Diktatur und Krieg entstehen nicht über Nacht. Sie sind das Ergebnis eines Prozesses, der mit der Herabwürdigung anderer Menschen – sei es wegen ihrer Hautfarbe, ihrer Religion, ihrer Herkunft, ihrer sexuellen Orientierung – beginnt, der über Demokratieverächtlichkeit und kriegerische Rhetorik in ein Denkschema führt, in dem es nur eine Lösung gibt, und zwar eine, die keine Kompromisse und keinen Diskurs mehr ermöglicht.

Der Satz des attischen Staatsmanns Perikles, das Glück des Menschen sei die Freiheit, deren Voraussetzung sei jedoch der Mut, hat auch nach fast 2.500 Jahren nichts von seiner Aktualität verloren. Mut zur Freiheit heißt auch und zuallererst: Mut zum Frieden, denn ohne Frieden gibt es auch keine Freiheit, die ist vielmehr immer das erste Opfer des Krieges.

Zwischen 1939 und 2019 lag das Jahr 1949, ein gutes Jahr für Deutschland, wenn auch nicht überall. Zwar hatte sich durch die Gründung der beiden deutschen Staaten die Teilung vertieft, aber die Menschen im Westteil Deutschlands hatten Glück und haben mit dem Grundgesetz eine Verfassung bekommen, auf die sie auch nach 70 Jahren noch stolz sein können.

Artikel 1 dieses Grundgesetz lautet: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Die folgenden Artikel beschreiben im Einzelnen, worin diese

Würde besteht, nämlich zusammengefasst darin, in Freiheit und Demokratie zu leben.

Dieses Grundgesetz hat sich als stabile Basis erwiesen, auf der nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der politische und moralische Wiederaufbau des Deutschlands der ehemaligen Westzonen entwickeln konnte, und das mittlerweile das Fundament des vereinigten Deutschlands ist.

Es war nicht zuletzt das Leuchten dieses Grundgesetzes und der darin konzipierten politischen und wirtschaftlichen Ordnung, die die Menschen in der DDR beflügelt hat, gegen ihre Diktatoren aufzubegehren, als eine internationale Situation entstanden war, die das möglich machte.

So kam es zum Mauerfall 1989, vor dem die Menschen in der DDR den Mut bewiesen hatten, trotz der Drohungen der Staatsmacht auf die Straße zu gehen und die Veränderungen im politischen System zu fordern. Mut statt Kleinmut haben zum Erfolg geführt.

Dennoch hat man heute den Eindruck, das Grundgesetz habe seine Strahlkraft verloren,

In der Politikwissenschaft wird seit Längerem von „Politikverdrossenheit“ und seit einiger Zeit auch von „Demokratiemüdigkeit“ gesprochen.

Ja, Demokratie kann müde machen. Dieses ewige um die beste Lösung streiten, das Ringen um Kompromisse, mit denen dann zwar alle leben können, aber keiner völlig zufrieden ist, dieses immer wieder vor neuen Herausforderungen stehen, auf europäische und internationale Partner eingehen, die Vielschichtigkeit und auch die Langsamkeit des Prozesses – all das kostet Kraft. So mancher spürt da den Wunsch, es möge doch mal „zack-zack“ gehen, weil es einen gibt, der eine klare Ansage macht.

Bei einigen entsteht die Hoffnung, man könne sich von internationalen Problemen abkapseln, indem man einfach die Zugbrücken hochziehe, niemanden mehr ins Land lasse und nicht mehr nach draußen schaue. Das ist natürlich eine Illusion.

Demokratie ist anstrengend, und sie ist auch kompliziert. Man wird nicht als Demokrat geboren, das ist ein Lernprozess. Man muss die demokratischen Verfahren einüben, man muss sich ein realistisches Erwartungsmanagement aneignen und man muss vor allem die Bereitschaft entwickeln, auf andere offen und respektvoll zuzugehen.

Das hat Willy Brandt gemeint, als er davon sprach, mehr Demokratie wagen zu wollen. Und deshalb erwähne ich ihn hier, wenngleich er nicht in die engere politische Traditionslinie der Hanns-Seidel-Stiftung gehört. Demokratie als Wagnis, das man eingehen will, kann man positiv so formulieren: Demokratie braucht Mut.

Bundeskanzlerin Angela Merkel hat vor einigen Wochen in ihrer umjubelten Harvard-Rede darauf hingewiesen, dass unsere individuellen Freiheiten,

unsere Demokratie und auch unser Wohlstand nicht selbstverständlich seien. Sie sagte wörtlich:

„Ich habe gelernt, dass auch für schwierige Fragen Antworten gefunden werden können, wenn wir die Welt immer auch mit den Augen des anderen sehen. Wenn wir Respekt vor der Geschichte, der Tradition, der Religion und der Identität anderer haben.

Freilich, dafür braucht es durchaus Mut. Vor allem braucht es Wahrhaftigkeit gegenüber anderen und – vielleicht am wichtigsten – gegenüber uns selbst.“²

Zum demokratischen Lernprozess gehört auch die Kenntnis der Geschichte und der Mut, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Nur wer weiß, woher er kommt, kann entscheiden, wohin er will.

Nur wer Geschichte kennt, kann Lehren aus ihr ziehen, automatisch geschieht dies nicht. Die Geschichte ist kein Lehrmeister, der sein eigenes Curriculum hat und quasi automatisch auf uns anwendet, sondern eine Fundgrube, die man mit einem klaren Erkenntnisinteresse betreten und aus der man sich die Lehren selbst erarbeiten muss.

Wenn heute gefordert wird, sich nicht länger mit dem vermeintlichen „Schuldskult“, also in Wirklichkeit der deutschen Verantwortung, zu befassen, sondern stattdessen die herausragenden Leistungen der deutschen Soldaten in zwei Weltkriegen zu würdigen, wenn der Nationalsozialismus als vergleichsweise unbedeutende Episode der Geschichte, als „Fliegenschiss“, in seiner Bedeutung minimiert wird, - , wenn all dies und noch viel mehr geschieht, zeigt sich, dass die Debatten um die Vergangenheit keine Debatten der Vergangenheit sind. Diese Versuche, die Vergangenheit auszublenden, statt sich mit ihr zu befassen, sind nicht nur falsch, sie sind auch feige.

Es ist erst wenige Wochen her, dass eine 26-jährige Industriellenerbin öffentlich äußerte, den Zwangsarbeitern im Betrieb ihrer Familie sei es doch recht gut gegangen. Sie wurde durch die vorliegenden Akten eines Schlechteren belehrt. Sicherlich ist die junge Dame keine Anhängerin rechtsradikaler Positionen.

Gedacht hat sie sich bei ihren Äußerungen vermutlich nicht viel, das sei ja auch, wird sie in den Medien zitiert, „vor ihrer Zeit“ gewesen.³

Aber wir können das Erbe der Vergangenheit nicht ausschlagen, in vielen Bereichen wollen wir das ja auch nicht. Die deutsche Kultur, die deutsche Wissenschaft, der deutsche Erfindergeist, die deutsche Wirtschaft – das alles nehmen wir doch gerne für uns in Anspruch und wir können darauf stolz sein, auch wenn wir es nicht selbst geschaffen, sondern zu einem großen Teil von den Generationen vor uns erhalten haben. Aber Vergangenheit gibt es nur als

² Rede von Bundeskanzlerin Merkel bei der 368. Graduationsfeier der Harvard University am 30. Mai 2019 in Cambridge/USA; <https://www.bundeskanzlerin.de/bkin-de/aktuelles/rede-von-bundeskanzlerin-merkel-bei-der-368-graduationsfeier-der-harvard-university-am-30-mai-2019-in-cambridge-usa-1633384>; letzter Zugriff: 14.06.2019

³ <https://www.spiegel.de/plus/die-bahlsens-und-die-ss-dunkle-familiengeschichte-a-00000000-0002-0001-0000-000163955837>; letzter Aufruf: 21.5.2019

Ganzes. Goethe ja, Hitler nein, Siemensstadt ja, Theresienstadt nein – das geht nicht.

Die Verantwortung im Hinblick auf die Vergangenheit verpflichtet uns in besonderem Maße zur Versöhnung und zum Einsatz für ein friedliches Miteinander mit anderen Völkern.

Wir vermögen nicht, einen einzigen Mord rückgängig zu machen, aber gerade deshalb müssen wir im Wissen um unsere Geschichte anderen mit Respekt, Empathie und Solidarität gegenüberreten. Auch die Opfer hatten Kinder, Enkelkinder und Urenkel, die von diesem Schicksal mit betroffen waren und sind, und auf die wir heute in Europa treffen.

Vor kurzem lief im Kino der Film „Der Fall Collini“, der das Thema am Beispiel einer Geislerschießung im Zweiten Weltkrieg in Italien aufgegriffen und dabei deutlich gemacht hat, wie das Leiden sich über die Generationen fortsetzt. Auch in dem gerade erschienenen Buch des Münchner Publizisten Bernd Sucher wird dies deutlich. In „Mamsi und ich“⁴ beschreibt der nunmehr 70-Jährige das schwierige Verhältnis zu seiner Mutter, die durch den Aufenthalt im Konzentrationslager psychisch schwer geschädigt war, wodurch auch das Leben des Autors geprägt wurde.

Da kann die Erbin eines Lebensmittelkonzerns nicht einfach sagen: Die Firma und den Reichtum übernehme ich gerne von meinen Vorfahren, aber ansonsten habe ich mit allem vor meiner Geburt nichts zu tun.

Aus der Verantwortung für die Vergangenheit generiert sich auch eine für die Zukunft.

„Geschichte wiederholt sich nicht.“ Das ist ein Stehsatz von Historikern, der sicherlich richtig ist. Aber das bedeutet nicht, dass alles, was einmal geschehen ist, nicht in anderem Gewand und unter anderen Umständen wiederkommen kann. Deshalb müssen wir uns fragen: Was müssen wir tun, damit sich solche Gräueltaten nie mehr wiederholen?

Ich stehe hier vor Ihnen als Präsident des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Das ist ein Ehrenamt, aber kein einfaches. Ständig sind wir im Volksbund mit den Kriegen, mit den Toten, mit den Schrecknissen von Gewalt, Folter, Vernichtung und Zerstörung befasst.

Tatsächlich werde ich gelegentlich gefragt: „Warum tun Sie sich das an?“ Ich könnte, statt auf einem Friedhof zu stehen, auf einer Terrasse in der Sonne sitzen, statt eines Kranzes ein gutes Buch oder ein Glas Wein in der Hand halten.

Was mich antreibt, ist einfach gesagt: Ich möchte, dass meine Kinder und deren Kinder auf einer Terrasse in der Sonne sitzen können. Ich möchte, dass meine Kinder und Enkelkinder ihr Leben meistern und auch genießen können, ohne von Krieg oder Unfreiheit bedroht oder gar betroffen zu sein.

⁴ C. Bernd Sucher: Mamsi und ich. Die Geschichte einer Befreiung, München 2019

Der Volksbund ist ein wichtiger Träger der deutschen Erinnerungskultur, er pflegt Gräber und Soldatenfriedhöfe, er zeichnet die Lebensgeschichten von Gefallenen der beiden Weltkriege, aber auch von anderen Kriegsoptionen nach, er birgt nach wie vor Kriegstote und bettet sie um – aber er schaut auch nach vorne.

Wer sich mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt, weiß wohin es führt, wenn Demokratie und Toleranz verächtlich gemacht werden, wenn ewig Gestrige versuchen, das Gestrige ewig zu machen und Nationalismus und Fremdenhass das Wort reden.

Wir unterhalten vier eigene Jugendbildungsstätten, drei davon liegen im westlichen Ausland, die vierte an der deutsch-polnischen Grenze. In den Jugendbildungsstätten und an anderen Orten kommen jährlich tausende von jungen Menschen zusammen, um gemeinsam auf den Soldatenfriedhöfen zu arbeiten, um zu diskutieren und sich kennenzulernen. Das ist die beste Schutzimpfung gegen bornierte chauvinistische Vorurteile, die ja die Pflastersteine auf dem Weg in Hass und Krieg sind.

Wir pflegen im Ausland über 830 Soldatenfriedhöfe, übrigens in 46 verschiedenen Ländern. Das zeigt auch, wie weit dieser Krieg sein Unheil verbreitet hat. Wir bieten damit den Gefallenen eine würdige letzte Ruhestätte und den Angehörigen einen Ort der Trauer. Aber wir gestalten die Friedhöfe auch zu Lernorten um, machen aus den Gedenkstätten auch Denkstätten.

Der Anblick der Gräberreihen auf den Friedhöfen lässt Menschen schauern, aber er erklärt noch nichts, er macht das Leiden und den Tod nicht fassbar. Daher ist es wichtig, die Anonymität der Toten aufzuheben.

Wir können den Gefallenen nicht ihr Leben wiedergeben, aber doch ihre Biografie. Wir können deutlich machen, dass in diesem Grab eben nicht ein XY liegt, sondern ein konkreter Mensch mit einem Namen und einer Lebensgeschichte, mit einer Familie und einer Freundin, mit Hoffnungen und Vorhaben für die Zukunft.

Der frühere Bundesfinanzminister und CSU-Ehrenvorsitzende Theo Waigel schildert in seinem kürzlich erschienenen – und wenn Sie mir die Werbung gestatten: sehr lesenswerten - Buch das Schicksal seines gefallenen Bruders und zitiert aus dessen Briefen an die Eltern. Das ist sehr berührend. Wenn ein Schicksal so personalisiert wird, wird es auch konkret. Und der junge Besucher denkt: „Der war, als er starb, ja so alt wie ich, der hatte ja ähnliche Glücksvorstellungen wie ich.“

Wir haben im letzten Jahr ein interessantes Projekt durchgeführt. Nachwuchsfußballer einiger europäischer Clubs, aus Deutschland waren Hertha BSC und Schalke 04 dabei, haben die Gräber von Fußballern ihrer Vereine besucht, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren. Sie haben deren Biografien recherchiert und ihnen Briefe geschrieben. Einige haben darüber in der zentralen Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag vor dem Bundespräsidenten und dem französischen Präsidenten berichtet.

Über 100 Jahre waren die Gefallenen, mit denen die jungen Sportler sich beschäftigten, da schon tot. Dennoch entstand eine erstaunliche Nähe und Betroffenheit. Diese jungen Menschen werden sich nicht mehr einreden lassen, dass man Konflikte am besten mit militärischer Gewalt lösen könnte.

Man hört oft Geschichten von mutigen Kriegern, viele Heldengeschichten sprechen vom Mut der Soldaten im Krieg. Wir aber wollen den Mut stärken, sich für den Frieden einzusetzen. Tatsächlich ist es nämlich der Frieden, der Mut benötigt. Mut zur Selbsterkenntnis, Mut zur Selbstbeschränkung, Mut zum Kompromiss, Mut auf den anderen zuzugehen, Mut zur Empathie, Mut zur Verantwortung, Mut zur Wahrhaftigkeit, Mut nein zu sagen und sich einer Kriegslogik, einem propagandistischen „mainstream“ sowie menschenrechtswidrigen Anordnungen zu widersetzen, Mut zum eigenen Gewissen.

Ja, Frieden braucht Mut – aber der Mut lohnt sich, denn er schafft die Grundlage für ein menschliches und menschenwürdiges Leben. Die Kriegsgräberstätten zeigen, was auf dem Spiel steht, wenn uns dieser Mut verlässt.

Lassen Sie sich von den Bildern von unseren Gedenkveranstaltungen nicht täuschen, auf denen sie oftmals ältere Menschen in dunkler Kleidung und mit ernster Miene sehen. Das ist nur ein Teil der Volksbundarbeit, der andere ist bunt, dynamisch und jung.

Die Woche der Begegnung, die wir vor kurzem in Kassel durchgeführt haben, kann davon Zeugnis ablegen. Da gab es Filme und Diskussionen, Lesungen und eine große Bewegungsperformance von Schülern, Musik und eine Ausstellung, Ballonfahrten und Bungee-Springen. An einer langen Tafel saßen 500 Menschen und haben miteinander gesprochen und sich kennengelernt. In einem multireligiösen Gottesdienst haben die interessierten Besucherinnen und Besucher gemeinsam gebetet. Sogar der Bundespräsident ist gekommen.

Der Volksbund, das ist Trauer und Erinnerung, Grabpflege und Angehörigenbetreuung, Information und Bildung. Der Volksbund, das ist Begegnung und Europa, das ist Jugend und Zukunft, das ist Ernst bezüglich des Gestern und Lust auf ein demokratisches und friedliches Morgen.

Ich habe den 20. Juli und das Handeln des Claus von Stauffenberg angesprochen. Wie Sie vielleicht wissen, bin ich auch der Vorsitzende der Stauffenberg-Gesellschaft Baden-Württemberg. Dieses Amt und das des Präsidenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, das sind für mich nicht einfach zwei Funktionen, die ich parallel ausübe, da gibt es einen Zusammenhang.

- Die Vergangenheit zu analysieren und dabei die Zukunft im Blick zu haben,
- sich aus der Erfahrung des Nationalsozialismus mit ganzer Kraft für Demokratie und Verständigung einzusetzen,

- um die toten Eltern, Großeltern oder Verwandten zu trauern und sich für eine friedliche Zukunft der Kinder und Enkel zu engagieren,
- den Mut und die Gewissensstärke eines Claus von Stauffenberg zu bewundern und ihn zum Vorbild für den Mut zum Frieden zu nehmen

–

das, meine Damen und Herren, ist ein Paket.

Dieses Paket mitzutragen macht mir Freude und erfüllt mich. Deshalb tue ich mir nichts an, wenn ich mich engagiere.

Die Aufgabe ist herausfordernd. Je mehr jedoch mitmachen, desto leichter wird sie. Deshalb werbe ich auch unter Ihnen gerne um Mitstreiterinnen und Mitstreiter.

(Manuskript des Vortragenden)

EVA DITTRICH, ASS. JUR.